Spin-off: von der Pest in Sirmium bis in die Fallgrube…

Reloaded: aus anderer Perspektive neu erzählt!

Mein zweibändiger Roman „Der Hort der Gepiden“ hat viele Geschichten. Und dazu weitere Geschichten, die im Roman nicht erzählt wurden – die aber meinen Kosmos während des Schreibens ebenso bevölkerten. So beispielsweise jene verheerende Pestseuche, die man die Justinianische oder Ägyptische Pest nannte. Erst vor wenigen Jahren ist festgestellt worden, dass es sich hierbei tatsächlich um die Schwarze Seuche handelte. Sie wütete in weiten Teilen des Mittelmeerraums. Die „Pest in Sirmium“ hat mich schon lange vor Corona beschäftigt. Sie ist sozusagen Mitakteurin in meinem Gepiden-Roman. Nun habe ich einen Strang neu aufgegriffen und weitergesponnen: Eine Geschichte hinter den Geschichten oder: was sonst noch geschah…

Wir befinden uns in Sirmium, im Frühjahr 593 n.Chr.

Nichts war trostloser als der Regen, der gleichmütig vom Himmel perlte. Das Dach leckte bereits bedenklich an mehreren Stellen und der gestampfte Erdboden der Hütte saugte sich unangenehm mit Feuchtigkeit voll. Eingepfercht in einem Magazin am Hafen saßen sie auf engstem Raum fest, die Wanderprediger Bruder Romuald, Bruder Gebhard und Mechthild. Mit ihnen außerdem anderthalb Dutzend Schiffsleute, denen die Weiterreise ebenso untersagt war: Quarantäne! Für mindestens drei Wochen, hatte sie der Mann von der Hafenbehörde wissen lassen. Sirmium drohte ein Ausbruch der Pest.

Die Handelsstadt an der Save war früher einmal eine florierende Metropole gewesen. Mittlerweile war sie arg heruntergekommen und halb niedergebrannt nach dem Sturm der Awaren. Viele Bewohner hatten die Stadt verlassen und der Wiederaufbau kam nur schleppend voran. Jetzt auch noch das! Genauere Nachrichten bekam man nicht. Da wären vorerst einige Verdachtsfälle, hieß es.

In den Armenvierteln und so: „Kein Wunder bei diesen Zuständen“, sagte der Kerl der ihnen das Essen brachte, „da laufen die Ratten am helllichten Tage herum.“ Er lüpfte die Näpfe durch eine schmale Fensteröffnung herein. Zweimal am Tag gab es eine lausige Brühe und einen altbackenen Kanten Brot. Der Wein im Krug war Essig und zog gallige Schlieren.

„Zum Teufel“, schimpfte Bruder Romuald den Hafenwärter, „haben wir dir nicht Geld gegeben damit du uns einmal was Anständiges bringst?“ „Ich verschaffe euch wenigstens Abwechslung“, schnappte der ungehobelte Klotz zurück, „was habt ihr schon besseres zu tun als den ganzen Tag auf mich zu warten?“ Und er hatte recht, denn nachdem er gegangen war blieben die stickige Enge und die Langeweile zurück. Ein ereignisloser Tag reihte sich an den anderen, vom frühen Morgen bis zur bleiernen Abenddämmerung, darauf folgte eine unerquickliche Nacht mit der Gewissheit, dass morgen alles von vorne begann. Dies war jetzt also ihr Leben!

Bruder Romuald, Bruder Gebhard und Mechthild stammten aus dem Land der Baiern und waren nach einer langen Reise stromabwärts im alten Landstrich von Sirmien gestrandet, dessen Hauptstadt Sirmium war. Während sie jetzt in der Quarantäne im Schuppen festsaßen, hatten dagegen ihre Reisegefährtinnen von der letzten Etappe unverschämtes Glück gehabt. Frau Hildeka, aus Italien stammend, samt ihrer Dienerin Pamela durften hinaus. Ein ansässiger Unternehmer, den man landläufig den Goten nannte, hatte die beiden zu sich nach Hause eingeladen. Alle übrigen darbten im Schuppen.

Trotzdem musste man einräumen dass der Gote war ein großzügiger Mann war. Kam er doch in den Hafen, um nach den festgesetzten Schiffern zu sehen Er brachte ein Fass Wein mit und etwas Mundvorrat, das machte gleich ein wenig von der Trübnis wett. Auch er betrat ihre Hütte nicht sondern lehnte sich zum Fenster herein auf ein Schwätzchen: „Na ihr“, zwinkerte er Romuald und Gebhard zu, „was macht das Gebein von Sankt Afra? Habt ihr sie herumgereicht, damit sie ihren Schutzmantel ausbreitet?“ „Wie ich sehe, hat euch die Dame Hildeka so mancherlei berichtet“, knurrte Romuald. „Das war nicht notwendig, von euch hat man die Save auf- und abwärts gehört“, lachte der alte Hühne. Die die Matrosen im Schuppen merkten auf: „Wie – ihr seid das? Die mit dem heiligen Finger? Warum habt ihr das nicht gleich gesagt? So zeigt ihn doch her, den uralten Schorf!“

Rasch umklammerte Gebhard seinen Ranzen mit beiden Händen und wollte monieren, die ehrwürdige Afra sei kein Spielzeug, doch dann überlegte er und lockerte den Griff: „Wisst ihr was? Warum auch nicht?“ Behutsam schälte er das Kleinod aus den Tiefen seines Gepäcks. Es war unscheinbar, nur ein kleines Holzbehältnis: „Übrigens, ist es kein Schorf“, führte er aus, „sondern ein Splitter ihres gesegneten Daumennagels. Afra von Augsburg! Sie ist eine Verbündete gegen die Pest. Aber sie zaubert nicht“, setzte er mit Nachdruck hinzu. „Und weiter?“ drängten die Zuhörer. Gebhard hielt sich normalerweise im Hintergrund, das Reden war seine Sache nicht und er überließ es für gewöhnlich dem viel wortgewandteren Romuald. Doch der Regen, die klamme Stimmung und die Eintönigkeit, was immer es war, auf einmal finge er zu erzählen an:

„Die Pest, welche man auch die Ägyptische nannte, brach vor rund fünfzig Jahren zum ersten Mal im Land der Pharaonen aus und wütete kurz darauf in den Häfen am Mittelmeer. Sie ebbte ab und kehrte wieder. Dann erreichte sie eines Tages Italien – das war kurz bevor Langobardenkönig Alboin von Norden her einfiel. Die Langobarden hatten leichtes Spiel denn sie gingen in ein leeres Land.“ „Schön, sehr schön, dann pack aus deine Schauergeschichten!“ Die Matrosen, alte Füchse, lachten

und der Wein schmeckte ausgezeichnet. Der Gote prostete durch die Luke zu: „Mach weiter! Nur zu, wir brennen darauf!“

„Es war in den Tagen von Statthalter Narses, als die verheerende Seuche im Gebiet Liguriens ausbrach. Seltsame Zeichen gingen ihr voraus. Plötzlich erschienen eigenartige Male an Häusern, Türen, Gefäßen und Kleidern, die sich bei jedem Versuch, sie wegzuwaschen, nur noch hartnäckiger wiederkehrten. Ein Jahr danach begann das große Sterben. Die Menschen erkrankten und ihre Drüsen schwollen an wie Nüsse oder Datteln. Meistens fing es in der Leistengegend an, aber auch an anderen empfindlichen Körperstellen. Darauf folgte rasch ein unerträglich hohes Fieber, das innerhalb von drei Tagen zum Tode führte.“ „Ahh“ raunten die hartgesottenen Bootsleute und einige wurden doch ein wenig unruhig. So mancher tastete verschämt an seinen Leisten herum.

„Nicht alle starben“, setzte Gebhard hinzu: „Wer den Zeitraum von drei Tagen überstand, der konnte damit rechnen, dass er am Leben blieb. Nur dass – …dass eben keiner mehr da war der die Kranken noch pflegen wollte. Die Hinterbliebenen versuchten sich durch Flucht vor der Ansteckung zu retten. Sie verließen ihre Häuser und Wohnungen. Sie ließen die Sterbenden hinter sich, die Wohnstätten verwaisten und das Vieh blieb alleine auf der Weide zurück. Kein Hirte kümmerte sich mehr. Gutshöfe und ganze Ortschaften, die tags zuvor noch voller Menschen waren, lagen totenstill. Ihre engsten Angehörigen ließen die Menschen zurück! Sterbende in ihren Fieberqualen, unbestattete Tote. Die wenigen, die tatsächlich noch so viel Anstand besaßen zu helfen, fanden am Ende selbst keine Hilfe. Über die Welt senkte sich urzeitliches Schweigen. Kein Laut erschallte auf den Fluren, kein Ton einer Hirtenflöte. Ja sogar die wilden Tiere hatten sich zurückgezogen, schien es, nicht einmal der Fuchs wilderte im Hühnerstall. Die Weideflächen glichen immer mehr den Friedhöfen und die aufgelassenen Behausungen der Menschen wurden zum Unterschlupf für die Wesen der Wildnis. Die wenigen Überlebenden hörten indes ein allezeit dumpfes Dröhnen, wie von einem Heer, und Trompetensignale wie von Kämpfenden erfüllten die Luft bei Tag und bei Nacht. Die Erntezeit war vorüber und unberührt harrten die Saaten des Schnitters. Im Weinberg fiel das Laub. Prall glänzten die Trauben, es nahte der Winter - und alles blieb, wie erstarrt, ohne dass eine Hand es berührte. Stumm lag das Land danieder wie nach einem gewaltigen Verbrechen ohne der geringsten Spur zu einem Täter. Es gab mehr Leichen, als das Auge erfassen konnte.“

Als Gebhard seine Erzählung beendete, war die Stimmung deutlich gedämpfter geworden. Ein Ruderer deutete zaghaft mit dem Finger in die Richtungen des Reliquienbehälters mit den Resten der seligen Afra: „Und das wirkt, meinst du?“ „Du hast den Mönch gehört, sie kann nicht zaubern“, warf der Gote vom Fenster her ein. Gebhard aber, als er das kleine Behältnis, in seiner Hand drehte, war es auf einmal, als hätte sich von irgendwo her ein kleiner Lichtstrahl gefangen im Glas der winzigen Phiole mit dem Daumennagel, die in einem gedrechselten Zylinder aus Holz eingebettet war. Woher stammte dieses Licht? Konnte es sein, dass es draußen ein wenig heller wurde, dass der Regen allmählich nachließ?

***

An diesem Nachmittag geschah ein kleines Wunder Ein Knecht vom Gästehaus bei Sankt Irenäus kam in den Hafen herabgestiegen. Er klopfte von draußen an den Quarantäne-Schuppen, dessen Türe ohnehin schon bedenklich schief in den Angeln hing: „Unser Prior bittet die Gäste – “, er las die Namen der Gottesleute vor, „in unserem bescheidenen Anwesen Quartier zu beziehen und das Ende der Maßnahmen unter unserem Dach abzuwarten.“ Romuald beeilte sich zu versichern: „Sag ihm,

wir sind unendlich dankbar dafür! Nun kehre rasch zurück und bring dem Prior unsere Antwort. Wir folgen dir mit ein wenig Abstand, du wirst uns zustimmen, die strengen Quarantäne-Bestimmungen, wir sollten da auf gar keinen Fall zusammen gehen."

„Wohl wahr! Danke, dass du daran gedacht hast", stammelte der Diener und stürzte davon, als wäre der Leibhaftige hinter ihm her. Die drei indes trotten gemächlich hinaus in die Freiheit. Vorsichtig stapften sie entlang zwischen tiefen Pfützen. An der Hafenmauer schwappte der Fluss bereits über die Uferkante. In der Stadt hatten sich die Straßen dank Dauerregens in Sturzbäche verwandelt. Aber der Morast war nicht der einzige Grund für das Zaudern: „Ihr wisst schon", betonte Romuald mit Nachdruck, „dass wir auf gar keinen Fall ins Gästehaus gehen. Die Patres an Sankt Irenäus werden unseren Betrug auf der Stelle durchschauen. Wir sind nun einmal keine Geistlichen, sondern allenfalls passable Laienbrüder."

„Was kümmert es mich?", schnappte Mechthild: „Ich habe nie etwas Falsches behauptet! Ich bin nur eine fromme Büßerin." „Und eine Diebin", entgegnete Romuald ungerührt: „Vergessen wir außerdem nicht deine Landkarte, dieser ominöse Verweis auf ein Schatzversteck. Nur deswegen jagen wir unermüdlich durch das ganze weite Land der Sirmensis! Tut mir leid, meine Liebe, aber du hängst da mit drinnen." Mechthild seufzte und Bruder Gebhard säuselte süffisant: „Wie also geht es weiter?"

„Macht euch keine Sorge, Bruder Romuald weiß Rat. Alles halb so wild. Ihr erinnert euch doch an Nicola, den Bootsführer?" „Nicola, der für den Goten arbeitet? Gewiss." „Er hat mir eine Adresse genannt, ein Haus an der Stadtmauer. Es steht leer! Hinten hinaus aber liegt ein Obstgarten und von dort kommen wir unbehelligt vor die Tore. Wir lassen dieses vermaledeite Pestloch hinter uns! Was sagt ihr nun?"

Zu Mechthild bemerkte Romuald versöhnlich: „Sei nicht traurig. Deine Zeit wird kommen. Eines Tages sitzt du in Konstantinopel, ein einem großen Haus, wie eine richtige Dame. Du wirst feine Gewänder tragen und eine Zofe, die dich bedient. Geduld." „Woher willst du das wissen?" schnarrte Gebhard, ganz der Nörgler wie immer. „Ich habe mit einer Marktfrau gesprochen, als wir noch in Siscia waren. Sie konnte die Zukunft aus den Hühnerknochen lesen. Nicht für uns zwei, Gebhard, da vermochte sie nichts Ordentliches erkennen. Aber dich, Mechthild, hat sie glasklar gesehen! Und dass der Weg in die Zukunft uns über die Berge führt, auch das hat sie gesagt, über die Berge!"

***

Hühnerknochen? Der Weg in die Zukunft führt über die Berge? Was immer ein vernünftiger Mensch davon halten mochte. Doch an diesem Tag fügte sich wie durch Zauberhand alles zum Besten. Noch vor Einbruch der Dämmerung erreichten Romuald, Gebhard und Mechthild eine kleine Siedlung, in der man sie gastfreundlich aufnahm. Die Einwohner hatten offenbar noch nichts gehört von der Pest, die Sirmium bedrohte. Genaueres ließ sich allerdings nicht in Erfahrung bringen, die Leute im Weiler sprachen ihre eigene Sprache und waren den ortsüblichen Formen der Verständigung nicht mächtig, was auf Gegenseitigkeit beruhte. Aber das Essen war köstlich! Es gab reichlich gebratenen Fisch und Wachteleier, gedämpfte Frühlingskräuter und Frischkäse. Dazu ein dunkles, süßes Bier. Als anderntags die massive Regengüssen von neuem einsetzten, bedeutete man ihnen, ruhig noch ein wenig zu bleiben. So verstrichen angenehme Tage die angefüllt waren mit Ruhe und Muße, viel Schlaf und mit ausgedehnten Mahlzeiten.

Mechthild dachte nach über die Worte der Wahrsagerin. Eine Marktfrau in Siscia, die behauptete, sie habe die Zukunft aus den Knochen gelesen. Was hatte dies zu bedeuten? Sie träumte von Konstantinopel, malte sich das große Haus aus und feine neue Kleider – von ganzen Herzen sehnte sich Mechthild danach, ihren Buckel endlich los zu werden. Seit über einem Jahr schleppte sie bereits den grauenhaften, kratzigen Polster aus Rosshaar mit sich und täuschte ein Gebrechen vor. Im Inneren der Matratze verbarg sich freilich noch etwas anderes…

„Ist euch nicht aufgefallen“, tuschelte derweil Gebhard, „wie man uns hätschelt im Dorf, fast jeden Tag ein wenig mehr?“ „Allerdings, versetzte Romuald, „das ist ungewöhnlich. Sonst, wo immer wir unterkamen, hatten es die Leute recht eilig, dass sie uns bald wieder los wurden. Hier dagegen – scheint genau das Gegenteil der Fall zu sein.“

„Ob sie etwas ahnen?“ fragte Gebhard mit Flüsterstimme, „darüber dass wir Gold mit uns - “ „Still, du Einfaltspinsel!“ mahnte ihn Romuald scharf, „du weißt nie, ob die Wände Ohren haben!“ Mechthild warf trocken ein: „Das ergibt keinen Sinn. Wenn sie es wüssten, worauf würden sie warten? Warum sollten sie uns mit einer wohnlichen sauberen Stube verwöhnen und täglich feine Grütze auftischen?“ „Du hast recht“, sinnierte Romuald: „Wenn sie unser Gold haben wollten, dann wäre es schon längst geschehen. Dann lägen wir bereits mit aufgeschnittenen Kehlen in der nächsten Senkgrube. Aber beim Kitzeln in meiner Nase“, setzte er hinzu, „etwas stimmt hier nicht.“ Romuald hatte für derlei Dinge ein Gespür, denn für gewöhnlich erkennt ein Scharlatan den anderen.

„Das leuchtet mir ein“, stimmte Gebhard zu, „nur, wenn nicht das, was machte uns sonst so überaus wertvoll?“ „Um uns zu verkaufen?“ platzte Mechthild heraus und für einen Moment wurde es still in ihrer hübschen wohnlichen Kammer. Sklavenhandel? Ganz abwegig war das nicht. Die Byzantiner gierten nach frischen Sklaven wie verrückt: „Erinnert ihr euch?“ fragte Mechthild leise. „Nicht so laut“, zischte Romuald, da die Wände womöglich Ohren besaßen: „Wie sollten wir es vergessen haben?“

Erst im vergangenen Jahr, ein langer Sommer neigte sich gerade seinem Ende zu, ruderte ein oströmischer Flottenverband die Save flussaufwärts, angeblich, um für mehr Sicherheit zu sorgen und um einer Bande von Plünderern das Handwerk zu legen. Die Expedition währte kurz, doch am Ende war ein ganzes Dorf verschwunden! Seine Bewohner waren seitdem wie vom Erdboden verschluckt und ihre Häuser waren niedergebrannt worden. Der Vorfall sorgte für viel Aufsehen in der gesamten Region. Ganz offen gaben die Leute den Byzantinern die Schuld, namentlich dem mächtigen General Petros. Petros war ein Bruder des Kaisers Maurikios. Man munkelte über die Wettschulden des Generals, der seine Winter in Konstantinopel verbringen zu pflegte, wo er sich leidenschaftlich den Wagenrennen im Hippodrom widmete. Würde er dafür sogar ein ganzes Dorf ausheben und freie Bauern in die Sklaverei zu verkaufen?

„Das wissen wir nicht“, warf Gebhard ein: „obwohl wir sozusagen dabei gewesen sind.“ Der Zufall hatte sie damals an den Ort des Geschehens geführt, nur wenige Tage nach dem besagten Überfall. „Wir haben den niedergebrannten Weiler durchsucht bis tief ins Brunnenloch hinunter. Wo sich rein gar nichts von Interesse befand. Gab es überhaupt irgendetwas Brauchbares?“ „Ein wenig schon“, meinte Mechthild, „ein paar Ringe, Schmuck und Kleingeld. Nicht zu vergessen, Vorräte für eine Woche.“ An dieser Stelle brach sie ab. Nicht alles war nach Plan verlaufen an jenem goldenen Herbsttag, der von einer fast unwirklichen Schönheit gewesen war, einer der letzten warmen Tage vor dem Wintereinbruch. Irgendwo am Dorfrand hatte sie damals ihre Landkarte verloren und dieser

Verlust schmerzte sie zutiefst. Eigentlich war es nur ein Stück Tuch, doch darauf befand sich eine Zeichnung, die Mechthild in mühevoller Kleinarbeit angefertigt hatte. Nach ihrem Dafürhalten lieferte dieser Plan den Schlüssel zu einem Schatzversteck. Sie wollte im Moment nicht darüber diskutieren. Zum Glück nahm das Gespräch bereits eine andere Wendung: „Das ist doch alles reinste Hollerblüte“, lachte Romuald, der von Natur aus zuversichtlich war: „Warum sollten sie ausgerechnet uns an die Byzantiner verhökern? Was geben wir schon für eine großartige Beute ab?“ Da lenkte sogar Gebhard ein.In der Tat, der Gedanke war einfach zu abwegig.

Derweilen hielten die sintflutartigen Regenfälle unvermindert an. Kein Mensch setzte bei diesem Hundewetter einen Fuß vor die Türe. Inzwischen erreichten ab und an beunruhigende Nachrichten aus den Flussniederungen die Siedlung. Das Wasser stieg kontinuierlich an: „Sirmium hat bereits begonnen, die Hafenquartiere zu räumen“, erzählte eines Nachmittags der Dorfälteste radebrechend. „Was ihr nicht sagt. Den Hafen?“ Romuald tauschte Blicke mit den Gefährten. Der Dorfälteste hakte nach: „Seid ihr nicht die Fratres mit der wundertätigen Reliquie? Die gegen die die Pest hilft?“ Bruder Romuald war für gewöhnlich nicht leicht um die Worte verlegen, aber der Vorstoß kam doch recht unerwartet: „Oh – das hattet ihr gewusst?“ brachte er hervor. „Nun, man erfährt eben dies, eben jenes. Ihr wisst ja, was man so sagt“, versetzte der Schulze.

„Und was sagt man so?“ fragte Gebhard nach. „Nun ja“, der Dorfälteste räusperte sich, „eigentlich geht es um die Flecken.“ „Flecken?“ fuhr allen drei zusammen aus dem Mund. „Aber ja. Das ist doch eure Geschichte, so beginnt die ganze Sache, nicht wahr? Ihr habt den Leuten in Siscia erzählt: Plötzlich erschienen gewisse Zeichen an Häusern, Türen, Gefäßen und Kleidern, die sich bei jedem Versuch, die Male wegzuwaschen, nur noch hartnäckiger zeigten. Ein volles Jahr danach aber erkrankten die Menschen.“

„Dann hob das große Sterben an“, bestätigte Gebhard. „So wird es berichtet. Aber weshalb fragt ihr?“

„Weil es genau so bei uns so gewesen ist. Gut ein Jahr ist es her. Es war Frühjahr, so wie jetzt, nur das Wetter war besser. Da tauchten auf einmal überall diese rostbraunen Sprenkel auf. Sie waren an den Wänden, in den Stuben, in den Betten und sogar in den Ställen. Wochenlang haben wir geschruppt, vergeblich. Seht doch! Sogar hier“, er zeigte auf den Türstock und tatsächlich, bei näherem Hinsehen waren bräunliche Verfärbungen zu erkennen, auch wenn sie in der Zwischenzeit nachgedunkelt und fast schon mit dem Untergrund verschmolzen waren.

Bruder Romuald begriff blitzschnell die Gelegenheit. Erleichtert streckte er seine ganze imposante Gestalt in die Höhe, holte Luft und intonierte: „Das war recht getan von euch, auf diese gefährlichen Male an der Türe hinzuweisen. Es besteht nicht der geringste Zweifel daran: das ist das heimtückische Gift, dass der Pestilenz vorauseilt!“ Unerschrocken näherte er sich den bedrohlichen Flecken und nahm die verdächtigen Spuren in Augenschein: „Ihr habt versucht, sie abzuwaschen, ohne dass es gelang?“

„So ist es. Wir gaben uns wirklich alle Mühe.“

„Dann müssen wir zu stärkeren Mitteln greifen. Doch keine Sorge, ich will euch ansagen, wie man dagegen vorgeht.“ Nun kamen sie alle drei schnell in Fahrt. Auf diesem Gebiet waren sie versiert, schließlich hatten sie viele Wochen lang, mit dem Beistand der seligen Afra im Gepäck, zu den Leuten gesprochen und auf dem Forum von Siscia die Menschen belehrt, was zu tun und zu lassen war im

Falle der Pest: „Erstens“, erklärte Gebhard: „Um zu prüfen, ob ein Haus von Gift befallen ist, nehme man ein frisches Brot das gerade aus dem Ofen kommt. Man schneidet es in zwei, drei oder vier Teile so lange es noch warm ist und tut es auf einen Stecken, eine Stange oder einen Spieß. Lässt es sodann im Zimmer stehen, einen Tag und eine Nacht lang. Wenn im Gemach noch Pestgift vorhanden ist, so fängt das Brot zu faulen an. Man kann die Probe auch mit frischen Eiern machen, die man in eine Schüssel geschlagen hat.“

„Alles was ihr verlangt!“, jammerte der Schulze: „Wenn aber das Gift schon ein volles Jahr in unseren Häusern sitzt?“

„Wenn ich etwas vorschlagen darf“, brachte sich Mechthild ins Gespräch, „würde ich zuallererst eine gründliche Reinigung aller Wohnstätten vornehmen. Ihr müsst die Häuser gut durchlüften und ausräuchern, dies ist am Allerwichtigsten. Allen Hausrat schafft vor die Tür hinaus und alles was sich nicht abwaschen lässt, gehört auf der Stelle verbrannt! Damit meine ich vornehmlich das Bettzeug. Das Stroh, die Laken und Überwürfe und alles aus Wolle, und nicht zu vergessen: die Pelze! Danach geht in die Ställe und kümmert euch um das Vieh…“

„Der Himmel sei uns gnädig, unser ganzer Besitz!“

„Nicht doch, ihr müsst nur recht gründlich sein. Die Ställe sind genau so peinlich auszuräuchern wie eure Wohnungen. Alle Tiere wascht ihr mehrmals mit Strohwischen ab und reibt sie ein mit Essig und Salz. In den Zimmern müsst ihr den ganzen Putz abschlagen und die Wände frisch tünchen. Alle Fußböden gehören herausgerissen und verbrannt, und wo der Boden nur aus gestampfter Erde besteht muss man tüchtig umgraben.“

So ging es weiter und fort, bis der Dorfvorsteher nicht mehr länger zauderte. Auf sein Wort sammelten sich die Leute und schafften alles außer Haus, was sie so als überflüssig verstanden, diversen Hausrat und Matratzen, Pölster und Decken, Wolle und das ganze Lumpenzeug, das sich so ansammelte im Laufe der Zeit. Doch wohin bloß mit dem ganzen Krempel? Immer noch hatte der Regen seinen dichten Vorhang über das Land gezogen und es goss aus Strömen. Obwohl gerade erst kurz über Mittag, wurde es draußen schon dunkel wie zur hereinbrechenden Nacht. Wie in aller Welt sollten sie ihren Plunder im Feuer verbrennen? Der Schulze hatte einen Einfall: „Da ist die alte Scheune hinter den Weihern. Letztes Jahr ins ein Lindenbaum umgestürzt und hat das Dach zur Hälfte unter sich begraben hat. Wollten wir die Bude nicht ohnehin abreißen?“

„Ein guter Einfall“, lobte Romuald. Hastig schafften sie alles, was zu vernichten war, im strömenden Regen hinaus aus dem Dorf unter das Dach der halbverfallenen Scheune. Durchnässt bis auf die Knochen, warfen sie Zunder und Harzbrocken zwischen den Hausrat, zündeten alles an und endlich war es geschafft! Der Bretterverschlag ging in Flammen auf. Obwohl es vielmehr nur fürchterlich qualmte, doch Bruder Romuald versicherte, dass machte nichts. Je mehr Rauch, desto besser: „Weil das Räuchern eine reinigende Wirkung hat. Deshalb ist es etwas Gutes.“ Nachdem das Bettzeug und der übrige Krimskrams erledigt waren, mahnte er die Dorfbewohner: „Nun kommen die Häuser an die Reihe. Wir müssen sie ausräuchern“ Er merkte ihre zweifelnden Blicke und fuhr fort: „Es wäre Schwefel vonnöten.“

„Die Schärfe des Schwefeldampfes vernichtet das Pestgift“, erläuterte Bruder Gebhard ergänzend: „die Fäulnis der Pestilenz bekämpft man am besten mit Gestank. Habt ihr aber keinen Sulfur vorrätig, so nehmt Beifuß. Hilfreich sind weiter Wermut, Baldrian, Majoran und Rosmarin.“ „Oh, davon haben

wir zum Glück reichlich“, nickte der Schulze. „Gut. Dann holt außerdem alle Birkenrinde, die ihr auftreiben könnt! Nehmt Knorpelholz und alte Wurzelstöcke! Ihr wisst schon, es muss sich eine ordentliche Glut bilden. Heizt eure Herdstätten ein so viel ihr vermögt und verbrennt die Kräuter darin oder schmort sie auf eisernen Platten!“

Im Hause des Dorfschulzen aber ließen die Drei einen riesigen Dreifuß aufstellen und bereiteten darauf das größte Feuer von allen. Als die Holzkohle dick und rot gloste und es im Raum so heiß wurde wie in einem Backofen, trat Bruder Romuald an die Glut heran und warf einen Arm voll aromatischer Gräser hinein. Sodann holte er einen gelblichen Klumpen aus seinem Sack und legte ihn oben drauf: es war ein feines Baumharz, das schnell seinen Duft im Raum verbreitete. Schließlich griff er abermals in seinen Sack und holte aus zum Dritten. Diesmal war es nur ein winziger Brocken, unscheinbar und bräunlich. Vorsichtig fingerte er ihn aus den Falten eines ledernen Beutels. Er trat einen Schritt zurück beförderte das schrumpelige Etwas mit einem gezielten Wurf in die Flammen. Deutlich vernahm man ein scharfes Zischen. Da schoss auf einmal jählings eine helle Stichflamme in die Höhe! Für die Bruchteile eines Atemzugs tauchte sie den Raum in ein weißes Licht, dass heller gleißte als die Strahlen der Mittagssonne. „Aaii...!“ die Zuseher kreischten erschrocken auf. Die Substanz verpuffte in einer leisen Rauchwolke und hinterließ einen leichten Gestank nach Teer und fauligen Eiern.

Just in diesem Moment klarte sich draußen der Himmel auf. Von den Leuten im Raum hatten sich einige in den Schutz einer Fensternische geflüchtet und ein paar andere rappelten Hals über Kopf zur Türe hinaus. Sie kehrten im Jubel zurück: „Der Regen lässt nach!“ Die dicken Wolkenbänke hatten sich endgültig ausgeschüttet. Gegen Abend wandelte sich der Niederschlag in einen sanften Sprühnebel. Tags darauf brach, zum ersten Mal nach unendlich langer Zeit, die Sonne hervor und ihre Strahlen liebkosten die durchnässte Erde. Nicht lange, und es trocknete da und dort bereits auf.

Zwei Tage später packten Bruder Romuald, Gebhard und Mechthild ihre Ranzen und zogen weiter. Die Dorfbewohner dankten ihnen überschwänglich und gaben einem jeden von ihnen einen großen Sack voller Mundvorräte mit auf den Weg, so schwer dass sie die Last der Geschenke kaum zu tragen vermochten.